

Kirchenpräsident Christian Schad, *Evangelische Kirche der Pfalz*

21. Sonntag nach Trinitatis, 21. Oktober 2018, 10 Uhr

Predigt über Jeremia 29, 1.4-7.10-14

Liebe Gemeinde!

70 Jahre, schreibt Jeremia, 70 Jahre wird das Exil noch dauern. Drei Generationen bis zur Rückkehr nach Jerusalem: „Erst Eure Enkel werden es erleben; Ihr nicht mehr!“ Harte Worte mutet der Prophet den Menschen in der Fremde zu. Was ist passiert?

Wir befinden uns im 6. Jahrhundert vor Christus. Babylonische Truppen haben die Israeliten geschlagen und Jerusalem erobert. Und der babylonische König Nebukadnezar weiß, wie er der Stadt am meisten schadet: Er deportiert die Oberschicht. Gelehrte, Handwerker, Menschen mit Wissen und Können – sie siedelt er in Babylon an. Der König ist großzügig. Die neuen Bürger bekommen Wohnungen und Arbeit; sie genießen Religionsfreiheit.

Doch die Israeliten sitzen, so heißt es, an den Wassern Babylons und weinen. Weinen, weil sie nicht mehr an dem Ort leben und beten dürfen, der zuvor ihre Heimat war. Vor Verzweiflung haben sie ihre Harfen an die Weiden gehängt: Kein Lied kommt mehr über ihre Lippen.

Während Jeremia mit einem kleinen Rest in der zerstörten Stadt: Jerusalem verbleibt, verbringen die nach Babylon Verbannten ihre Tage trostlos, wie gelähmt und traumatisiert. Sie wissen nicht weiter und können ihre Trauer kaum bewältigen. Schreckliches haben sie erlebt. Eine Perspektive für ihr Leben sehen sie nicht. Getrieben sind sie vom Entsetzen über das Erlebte, von der Klage über ihr Schicksal und der Sehnsucht zurück: zurück nach Hause, zurück in die heile Vergangenheit.

In dieser Situation schreibt ihnen der Prophet einen Brief: „Nein!“, sagt er, „nicht in der Vergangenheit, in der Gegenwart siedelt Euch an. Da baut Häuser und pflanzt Gärten und versucht, zu gedeihen. ‚Nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter‘, spricht Gott, der Herr. ‚Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie. Denn: Wenn’s ihr wohl geht, so geht’s auch euch wohl ... Ich weiß, was für Gedanken ich über euch habe: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.“

Und Jeremia, er geht in seinem Brief noch einen Schritt weiter: Er beantwortet ihre wichtigste Frage, die Frage danach, wo Gott ist, jetzt, wo es ihnen so schlecht geht und sie heimatlos geworden sind. Wo all’ das, worauf sie sich bisher verlassen haben, nicht mehr da ist und nicht mehr gilt: fern von Jerusalem, fern vom Tempel, fern vom Ort des allein legitimen Kultes; und also fern von Gott, fern von Lebenserfüllung und Ganzheit, fern von dem, was das hebräische Wort „Schalom“ für sie besagt.

Es ist die Frage des Glaubens in der schwersten Krise: „Wo ist Gott?“ Und Jeremia antwortet: „‚Wenn ihr mich anruft und zu mir betet‘, spricht Gott, der Herr, ‚so will ich euch hören. Wenn ihr mich sucht, werdet ihr mich finden.“

Gott ist da, auch in der Fremde, auch in der Verbannung; an jedem Ort der Erde, wo immer sein Volk verstreut sein mag. Er ist ein mitgehender Gott. Deshalb gibt es Schalom, Heil und Wohlergehen, auch: im Exil. Auch dort lässt Gott sich finden: in der Gegenwart, in Babylon, am unwirtlichen Ort, sodass das, was das Ende zu sein scheint, Neu-Beginn ist.

Dass Gott jetzt und hier Gewissheit schenkt, dass selbst Menschen in größter Not nicht allein und verlassen sind, sondern getragen, geborgen und verwurzelt; dass Gott auch im Dunkel der sein wird, der er ist und immer schon war: der Gott des Friedens allen, die ihn anrufen, das ist das Revolutionär-Neue, das Hoffnungsvolle, das Tröstende, das Jeremia den Exilierten zusagt.

„Darum lebt in der Gegenwart, richtet Euch ein und schlagt Wurzeln an dem Ort, an dem ihr jetzt gerade seid. Lasst Euch nicht beirren durch falsche Propheten, die Euch Fremdenfeindlichkeit und Hass gegenüber Babylon einflüstern und zu revanchistischen Träumen verführen wollen. Die Sehnsucht zurück, einfache Antworten auf schwierige Fragen sind nichts, als ein böser Irrweg. Denkt um! Denkt nicht zurück! Denkt nach vorn!“

Liebe Gemeinde, ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Ich höre die Botschaft des Jeremia heute als ein Wort an Fremde in der Fremde, an Geflüchtete im Asyl, an Heimatlose auf Heimatsuche. Was uns auf Anhieb für deutsche Auslandsgemeinden überall auf der Welt einleuchtet: dass sie dort Heimat finden wollen, Häuser bauen können, Gärten pflanzen werden, Kinder und Enkel bekommen, und in alledem auch ihre eigene Tradition pflegen dürfen, das will vielen für Asylsuchende und Migranten im eigenen Land nicht gefallen.

Bereits vor 30 Jahren, als die ersten russlanddeutschen Aussiedler aus Kasachstan nach Deutschland kamen und ihre kirchlichen, kulturellen und sprachlichen Traditionen weiterpfl egten, taten wir uns schwer. Noch schwerer tun wir uns offensichtlich mit den Geflüchteten unserer Tage, die hierher kommen, um vorerst, ja, vielleicht für immer zu bleiben.

Was mögen die Babylonier gedacht haben, als sie Jeremias Brief in die Finger bekamen? „Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; mehrt euch, dass ihr nicht weniger werdet und sucht den Schalom der Stadt Babel, denn in ihrem Schalom wird euch Schalom zuteil“?!

Bei Jeremia geht Frieden und Wohlergehen aus von jenen, die gerade das Gegenteil erlebt haben. Sie beten für ihre Entführer, sie setzen auf Integration und überwinden „das Böse mit Gutem“, wie es im Wochenspruch für die kommende Woche heißt. Zusammen mit den Einheimischen treten sie denen gegenüber, die Ressentiments und Wut, Hass und pure Aggressivität in die verunsicherten Stadtgesellschaften tragen.

Derartige Entäußerungen, liebe Gemeinde, sind das Gegenteil von Schalom: sind Gewalttaten ohne Waffen. Mit ihnen will man nicht überzeugen, sondern Menschen erniedrigen, einschüchtern, mundtot machen.

Mut und Haltung braucht es da, um das Gespräch über die Gräben unserer Gesellschaft hinweg zu suchen. Selbst bei denen, die nicht argumentieren, sondern ihren Hass auf die Straße treiben, kann es Erfolg haben, auf Einzelne zuzugehen; sie zurückzuholen in den Raum von Dialog und Debatte, von Austausch und sinnvollem Streit.

Heute, wo wir in so vielen Bereichen die Verlockung zum Zurück erleben, zu einer angeblich so goldenen Vergangenheit mit nationaler und religiöser Einheitlichkeit, wo viele die Flucht antreten: vor der Komplexität der Welt und den Widersprüchen um uns herum, da macht Jeremia sensibel und kritisch zugleich: „Schaut genau hin, welches Bild Euch Nationalisten und Populisten malen. Legen sie Euch wirklich eine Zukunftsvision vor, die Aussicht hat, Euer Leben in einer immer stärker vernetzten Welt gut zu gestalten? Oder handelt es sich schlicht um Retro-Politik, die vom Wunderglauben an goldene Zeiten lebt und überdies von einem schlechten Gedächtnis, das wir ja alle mitunter haben?“

Gottes Schalom, liebe Schwestern und Brüder, schließt nicht aus, sondern schließt ein. Schafft Frieden und Wohlstand nicht durch Abgrenzung und Zäune, sondern indem Menschen – Einheimische und Fremde – sich füreinander öffnen. Gottes Schalom bleibt der Wahrheit verpflichtet und sät weder Hass noch Neid. Er gewährt Heimat nicht als rückwärtsgewandte Utopie, sondern als zukunfts offene Gegenwart.

Darum lebt zusammen, solidarisch! Gestaltet Konflikte um in fruchtbare Kontraste! Sucht der Stadt Bestes und betet für sie. „Denn: Wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl!“

Das glaubt, darauf vertraut, im Namen des mit Euch gehenden Gottes. Amen.